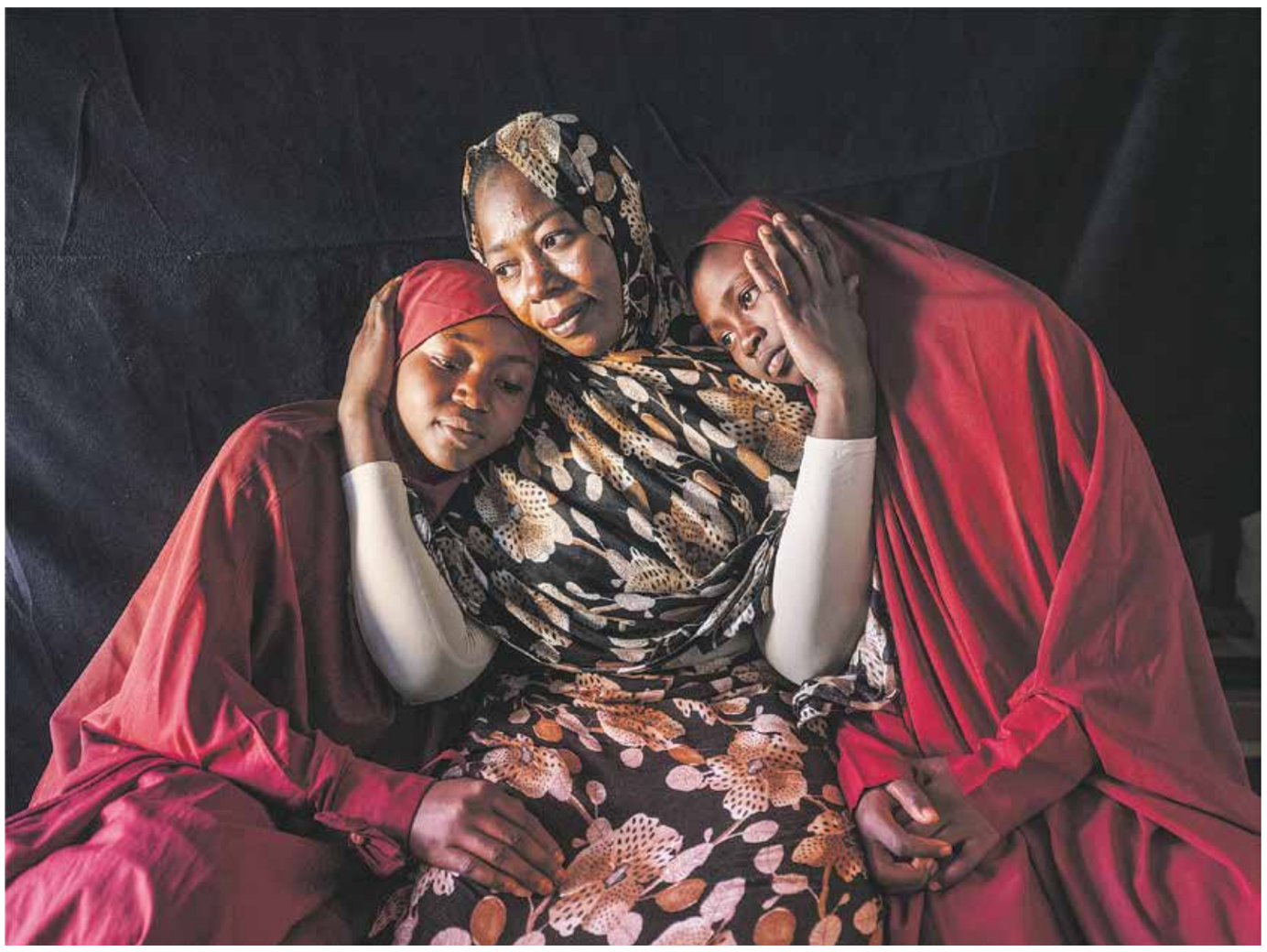
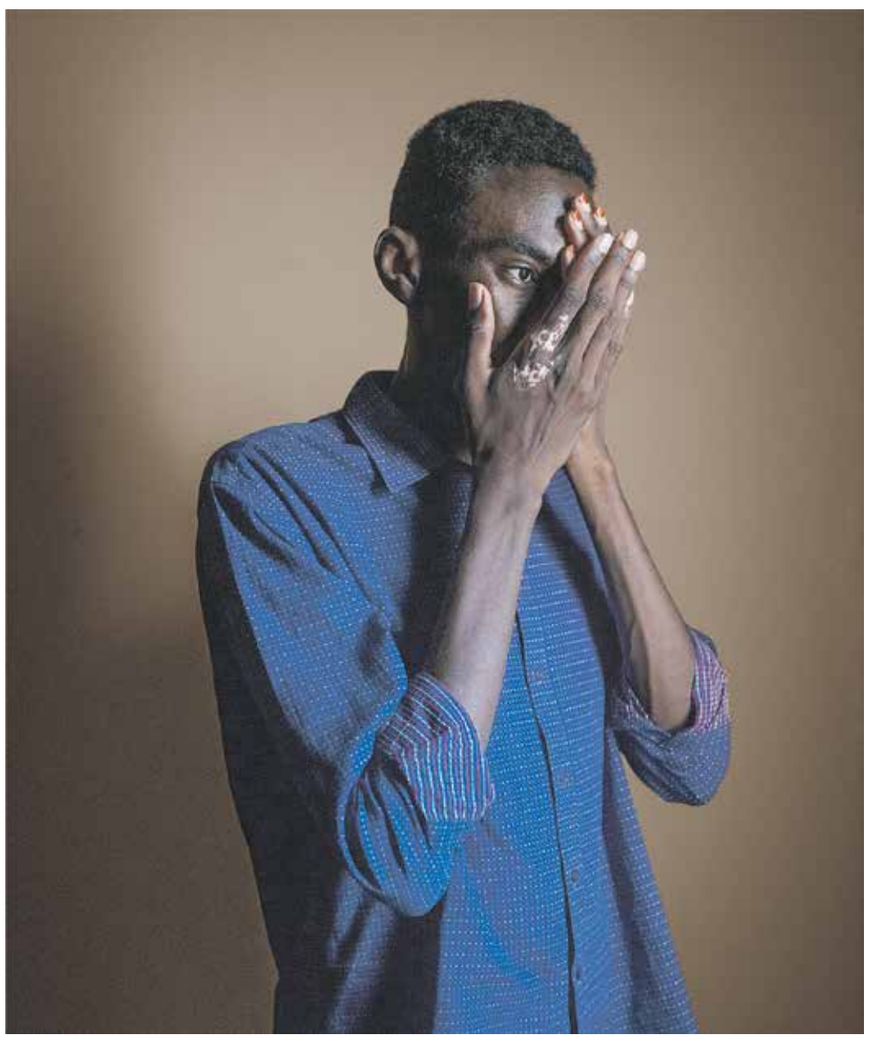
DOSSIER



Die Schwestern Manasik, 16, und Midrar, 10, mit einer älteren Cousine in einem Zelt im Flüchtlingslager Ad-Dabba



Hanan Osman Altom Ali, 23, wurde in den Arm geschossen



Auch ein Überlebender: der Leiter der Zentralapotheke von Al-Faschir



Im Camp Ad-Dabba haben 25.000 Einwohner der Stadt Zuflucht gefunden

DIE AUSLÖSCHUNG

In der Stadt Al-Faschir im Sudan geschah das schlimmste Kriegsverbrechen unserer Zeit. Rekonstruktion einer Katastrophe, die die Welt hätte stoppen können

VON WOLFGANG BAUER; FOTOS: JOHANNA-MARIA FRITZ

Die Karte aus billigem Papier, das aus einem Copyshop in Uganda stammt, ist an ihren Rändern eingerissen. Das Papier ist verknittert und aufgewellt. Dutzende Menschen haben sich in den vergangenen Monaten darübergebeugt. Immer wieder haben sie mit Filzstiften unsichere Linien gezogen, die Frontverläufe markieren sollen. Immer wieder haben sie Kreuze und Punkte gesetzt, wo sich einst ihre Wohnhäuser befanden. Sie haben mit harten Kulistrichen Stützpunkte von Armee und Miliz hervorgehoben. Jemand hat das Gelände der Universität umkringelt, es schraffiert, in grellem Rot, für den Ort letzter Hoffnung. Pfeile, die Fluchtrichtungen markieren, weisen über die Ränder der Karte hinaus, in den Westen, in den Norden, ins Weite, ins Leben, denn die Stadt, die die Karte zeigt, bedeutete den Tod.

Ihr Name ist Al-Faschir. Sie liegt im Westen des Sudan und war einst das Verwaltungszentrum der Provinz Darfur. Im Oktober 2025 wurde sie zum Schauplatz des größten Kriegsverbrechens der Gegenwart. Anderthalb Millionen Menschen haben hier vor zwei Jahren gelebt. Jetzt sollen es noch 27.000 sein. Wir, ein Reporterteam der ZEIT, haben Zeugen befragt, Gespräche geführt in überfüllten Unterkünften in Uganda, in Flüchtlingslagern im Sudan, in den Ruinen der Hauptstadt Khartum und in den USA. Die Karte von Al-Faschir, die wir in Uganda ausdruckten, begleitete uns dabei überallhin, sie war uns wichtiges Hilfsmittel, unser Kompass, denn wir kennen die Stadt nicht. Nie waren wir dort. Al-Faschir ist nach wie vor von der Außenwelt abgeschnitten. Wir suchten Antworten auf die Frage, wie es zu dieser Katastrophe kommen konnte, die die Welt längst wieder vergessen hat.

»Es war, als sei der Jüngste Tag angebrochen. Wir rannten. Vor uns und hinter uns waren viele Menschen. Wo ich hinsah, waren Menschen. Sie alle rannten. In der Luft war Brandgeruch. Es roch nach verbranntem Fleisch. Ich habe gedacht, da brennen Menschen. Die Stadt war ganz still. Niemand sprach. Ich dachte: Das ist der Tag, an dem Gott über uns richtet.«
Manasik Ahmed Adam Musa, 16, Schülerin der achten Klasse der Tambasi-Highschool

»Wir verabschiedeten uns von den Patienten. Wir konnten nichts mehr für sie tun. Wir hatten keine Medikamente mehr. Ich sah mich noch einmal um und sah sie in ihren Betten. Ich wusste, sie würden sterben. Dann rannten wir aus dem Krankenhaus. Wir rannten um unser Leben.«
Mudather Ibrahim Suleiman, 29, Direktor des Saudi Maternal Teaching Hospital

»Ich fühle mich nicht mehr. Als wäre ich tot. In mir ist alles leer. Ich bin nur noch eine Hülle. An dem Tag, an dem die Stadt fiel, sind die meisten anderen um mich herum gestorben. Ich habe überlebt. Aber in Wirklichkeit bin ich tot.«
Abdul Asim Abbakr Ibrahim Ahmed, 39, Kommandeur der Joint Forces

Im Oktober letzten Jahres, kurz vor der Katastrophe, wird Al-Faschir bereits seit 18 Monaten belagert. Seit über 500 Tagen ist die Stadt fast vollständig isoliert. Al-Faschir ist zu großen Teilen zerstört, die Nahrungsvorräte sind nahezu erschöpft. Rauchsäulen steigen aus den Straßen auf. Noch immer leben in der Stadt Hunderttausende. Sie hatten zu Beginn der Belagerung nicht das Geld, um zu fliehen. Andere wollten ihre Häuser nicht Plünderern überlassen. Und dann gibt es die, die nie die Hoffnung aufgaben, die sich immer sagten: Es wird schon nicht so schlimm. Sie alle finden sich jetzt zusammengedrängt im letzten Stadtviertel, das die Regierung noch kontrolliert.

Lange galt die Stadt als eine Enklave des Friedens, umbrandet von Gewalt und Anarchie. Selten ist der Sudan seit seiner Unabhängigkeit 1956 ganz zur Ruhe gekommen, besonders in Darfur. Die Namen der Rebellengruppen, die in den vergangenen Jahrzehnten gegen die Zentralgewalt aufbegehrten, wechselten oft, doch die Gewalt wich nie. Al-Faschir blieb größtenteils verschont. In Darfurs wichtigster Stadt hatten sich Hilfsorganisationen angesiedelt, hier befand sich ein Divisions-Hauptquartier der Armee. Al-Faschir war in Darfur, einer Region, fast so groß wie Frankreich, zum Zufluchtsort geworden. Hunderttausende siedelten sich an den Stadträndern an. Doch dann, vor genau drei Jahren, am 15. April 2023, brach im ganzen Land der Bürgerkrieg aus. Auch in Al-Faschir.

Im Vielvölkerstaat Sudan passierte das Schlimmste: Ethnie begann gegen Ethnie zu kämpfen, Stamm gegen Stamm, Hautfarbe gegen

Fortsetzung auf S. 12

Die Auslöschung Fortsetzung von S. 11

Hautfarbe. Hell gegen Dunkel. Die Vorgeschichte reicht Jahrzehnte zurück und ist kompliziert – im Kern ringen zwei Generäle, die 2019 gemeinsam den langjährigen Diktator Omar al-Baschir gestürzt haben, um die Macht. Es geht wie so oft um Geld. So arm die Menschen sind, so reich ist der Sudan an Öl und Gold. Was diesen Konflikt besonders blutig macht: Es geht nicht um Geld allein, es geht auch um die Verteilung von Land, um Lebensraum. Die Reste der regulären sudanesischen Armee kämpfen gegen die Rapid Support Forces (RSF), geführt von Mohammed Hamdan Daglo, bekannt als Hemedti. Die RSF sind ein Zusammenschluss von Kämpfern Dutzender arabischer Darfur-Milizen, die angetrieben werden vom Hass auf Angehörige nichtarabischer Völker, der Zaghawa, der Fur, der Masalit, und von der Aussicht auf reiche Beute.

Dieser Konflikt scheint so fremd zu sein, so weit weg, und doch hat er sehr viel mit Europa und den USA zu tun. Denn es geht auch um deutsche Arbeitsplätze, deren Erhalt Politiker ihren Wählern versprochen haben, ohne sich zu fragen, zu welchem Preis.

Der Hinterhalt

Gegründet wurde Al-Faschir vor zwei Jahrhunderten an den Ufern eines Wadis, der den Ort in seiner Mitte teilt und nur zur Regenzeit Wasser führt. Während des restlichen Jahres bleibt vom Fluss nur ein schmales Band kleinerer Seen. An ihren Ufern drängen sich Fußballstadien, Tennisplätze und die teureren Restaurants. Im Osten liegen die ärmeren Quartiere, im Westen die wohlhabenderen. Es gibt kaum Häuser, die höher als zwei Stockwerke sind. Es gibt einen Flughafen und eine Universität. Al-Faschir ist umgeben von einer glutheißen Ebene aus Sand, Steinen, wenigen Bäumen und vielen Dornbüschen, an denen nur Kamelherden ihre Freude haben. In der Ferne die Silhouette des gewaltigen Dschabal Marra. Wie eine Sichel legt sich das Vulkangebirge um die Stadt.

---

15. April 2023. Die Kämpfe beginnen gegen Mittag. Die Stadt ist voller Menschen, das Ende des Ramadan naht und damit das Eid-Fest. Die Einwohner sind beschäftigt mit Last-minute-Einkäufen. Märkte und Läden sind überfüllt. Fast überall im Land werden an diesem Tag die Stützpunkte der Armee von der RSF-Miliz angegriffen. Offenbar ist dieser Überfall seit Langem geplant.

Die Karte von Al-Faschir liegt ausgebreitet vor dem Rechtsanwalt Ibrahim Fadl. Er streicht sie auf dem Couchtisch glatt, sucht Orientierung im Gewirr der Gassen, setzt ein Kreuz. »Da habe ich gewohnt.« Wir treffen ihn in einer Mietskaserne in den Hügeln von Kampala, der Hauptstadt Ugandas. Nebelwolken dampfen über den Blechdächern; es regnet Sturzbäche. Fadl lebt seit einem Jahr in Kampala, seinem Exil. Auch hier ist er nicht ohne Angst, wir nennen in diesem Dossier nicht seinen richtigen Namen. Der 37-jährige Menschenrechtsanwalt war Mitglied eines lokalen Komitees, das fast den Tod von vielen hätte verhindern können.

»Zu Beginn gab es noch vernünftige Leute auf beiden Seiten. Die RSF waren noch nicht so stark. Sie mussten sich nach wenigen Tagen aus dem Zentrum zurückziehen. Die Toten haben uns zusammengebracht. Keine Seite konnte ihre Toten bestatten. Also haben wir dieses Komitee gegründet und konnten eine Feuerpause aushandeln. Ich war das jüngste Mitglied unter lauter Imamen und alten Frauen und Männern.
Mitte Mai 2023 griffen die RSF wieder an. Wir verhandelten wieder. Nach einigen Tagen stimmten sie erneut einem Waffenstillstand zu. Beide Seiten hatten Probleme. Die Armee hatte ihren Stützpunkt zu einer Festung ausgebaut. Die RSF kontrollierten große Teile des Umlands. Die Armee besaß die Getreidespeicher, die RSF besaßen die Zentralapotheke. Jeder hing von jedem ab. ›Was hat der Krieg in Khartum mit Al-Faschir zu tun?‹, sagten wir. Beide Seiten stimmten zu, die Stadt aufzuteilen. Die RSF zogen sich in den Osten zurück, die Armee in den Westen. Heute sagen viele, wir hätten den RSF große Teile der Stadt geschenkt. Aber das ist Unsinn. Wir wollten Leben retten.«

Fadl zeichnet auf der Karte die Demarkationslinie von damals ein. Im Zickzack manövriert sie sich quer durch Al-Faschir. Die Innenstadt sollte als neutrale Pufferzone dienen und ausschließlich von Angehörigen der Darfur Joint Forces kontrolliert werden. Die dritte bewaffnete Kraft. Ein Bündnis von Milizen, die in den letzten Jahren mit den nichtarabischen Flüchtlingen in die Stadt gekommen waren. Jede Volksgruppe brachte ihre eigene Miliz mit, die Fur, die Zaghawa, die Masalit. Sie alle hatten noch vor Kurzem sowohl gegen die Armee als auch gegen die RSF-Miliz gekämpft. Letztere hatte jahrelang im Auftrag der Armee Hatz auf ebendiese Gruppen gemacht.

Noch waren die Zugänge zur Stadt offen. Noch ließen die RSF Händler mit Waren und Lebensmitteln für Al-Faschir passieren. Allerdings verlangten sie Einfuhrsteuern, die sie beständig erhöhten. Die Preise auf den Märkten von Al-Faschir stiegen rasant, die Not begann. Die Schlinge zog sich enger zu.

»Der Waffenstillstand hielt mehrere Monate, doch dann hat uns die Regierung geopfert. Wir hatten mit den RSF schon eine Lösung ausgehandelt: Die Armee hätte abziehen und die Kontrolle über ihre Waffen und die Stadt an die Joint Forces übergeben können. Aber die Regierung wollte die Stadt nicht aufgeben und übte Druck auf die Joint Forces aus, zu kämpfen. Vielleicht hat sie deren Chefs auch Geld gezahlt. Der Anführer der Joint Forces floh und erklärte aus der Ferne den RSF den Krieg. Es gab einzelne Gruppen, die weiter neutral bleiben wollten, aber sie hatten keine Chance. Niemand traute ihnen mehr. Wir hatten niemanden mehr, der die Pufferzone hätte bewachen können. Danach gab es keine Hoffnung mehr, danach gab es nur noch den Krieg.
Ich habe dem General der Armee ins Gesicht gesagt: Ihr opfert Al-Faschir, um die Kräfte der RSF zu binden und Khartum zurückerobern zu können. Er hat geschrien, ich sei ein Verräter. Das Militär kam nicht mehr zu unseren Sitzungen, es begann unser Komitee zu ignorieren. Ein Freund, der beim Militärgeheimdienst arbeitet, informierte mich irgendwann, sie hätten den Befehl, mich zu töten. Was hätte ich tun können? Im Februar 2024 bin ich aus der Stadt geflohen.«

Der Sudan ist wie kaum ein anderer Staat geprägt vom Vertreiben und Vertriebenwerden. Wie in kaum einem anderen ringen hier die Menschen um schrumpfende Ressourcen. Es regnet weniger, die Sandstürme nehmen zu. Der Anteil fruchtbaren Lands nimmt rapide ab. In den Achtzigerjahren verendeten bei schlimmen Dürren die Viehherden arabischstämmiger Nomaden. Die Not trieb viele von ihnen in die Sesshaftigkeit, zwang sie, Land zu kultivieren, Land, das allzu oft aber anderen gehörte, meist afrikanischstämmigen Völkern. Schon immer war der Frieden zwischen Nomaden und Bauern brüchig gewesen. Jahrhundertelang hatten die einen Jagd auf die anderen gemacht, die Nomaden auf die Bauern, um sie als Sklaven zu verkaufen. In Darfur gerieten zwei Lebensformen auf blutigen Konfrontationskurs.

Was in besseren Zeiten durch ein komplexes Gewebe aus Mediation und Versöhnung in Balance gehalten wurde, zerriss, als in den Neunzigern die islamistische Regierung in Khartum Kämpfer für den Krieg im Südsudan brauchte. Der drohte sich vom Norden abzuspalten. Khartums arabischstämmige Herrscher begannen, in Darfur zu rekrutieren, allerdings ausschließlich unter der arabischen, nomadischen Bevölkerung. Khartum stattete sie mit Waffen aus. Plötzlich gab es in Darfur so viele Waffen wie nie zuvor.

In vielen kleinen Konflikten begannen die Nomaden, das Land der Bauern zu rauben. Bereits in den Nullerjahren hatten fast 90 Prozent der Darfuris ihre Dörfer verlassen und waren in Lager an den Rändern der größeren Städte getrieben worden. Noch mächtiger wurden die arabischen Stämme, als Khartum die vielen arabischen Milizen zu einer großen Einheit formte: den Rapid Support Forces. Sie wurden bekannt unter dem Namen Dschandschawid, »Geister auf Pferden«. Unter Hemedti wurden sie mächtiger als die reguläre Armee. Kriegsherren im Jemen und in Libyen heuerten die RSF-Kämpfer als Söldner an. Die Europäische Union bezahlte sie dafür, an der Grenze des Sudan Flüchtlinge daran zu hindern, sich auf den Weg ans Mittelmeer zu machen.

Die Belagerung

Juni 2024. Der UN-Sicherheitsrat verabschiedet Resolution 2736, in der alle Parteien zur Einstellung der Kämpfe in Al-Faschir aufgefordert werden. Es gibt keine Telefonverbindungen mehr, weil die RSF die Antennen zerschossen haben. 60 Kilometer nördlich nehmen sie die Stadt Mellit ein und damit der Armee die letzte Möglichkeit, Al-Faschir über den Landweg zu versorgen. Die RSF verheeren systematisch das Umland. 41 Dörfer werden gebrandschatzt. So soll der Stadt ihre Nahrungsgrundlage entzogen werden.

Die Joint Forces und die Armee fügen ihrerseits den RSF mit einer neuen Taktik schwere Verluste zu: Sie ziehen sich zum Schein weit in die Stadt zurück, um dann ihre Gegner in Hinterhalten aufzureiben. Damit wird das gesamte Stadtgebiet zum Schlachtfeld. Die RSF, bisher nur mit leichten Waffen ausgestattet, erhalten modernes Kampfgerät: Sie setzen jetzt Drohnen ein, hergestellt in China, Serbien und der Türkei – geliefert zumeist von den Vereinigten Arabischen Emiraten. Und sie verfügen nun über schwere Artillerie, Kaliber 155 Millimeter, hergestellt in China – mit großer Wahrscheinlichkeit geliefert von den Vereinigten Arabischen Emiraten. In Al-Faschir ist der Tod ein Meister aus Dubai.

In einer Kammer in Kampala, Uganda, beugen sich die Köpfe von fünf jungen Männern über die Karte. Sie haben sie auf dem Fußboden ausgebreitet. Es gibt keinen Tisch in diesem Raum, in dem sie für horrendes Geld zur Miete wohnen. Mehrere Zehntausend Menschen aus Al-Faschir sollen seit Kriegsbeginn nach Uganda geflohen sein. Mühsam lernen sie Englisch. Eine Subkultur ist in nur wenigen Monaten entstanden. Musamil, 25, betreibt in Kampala einen Handyladen, so wie schon früher in Al-Faschir. Auf der Karte malt er einen Kreis um seinen früheren Laden.

»Es gab Tage, da schien alles wie früher. Da fiel kein Schuss, und die Leute konnten sich im Freien aufhalten. Du hast sogar die Vögel singen hören. Aber diese Tage wurden weniger. Es gab immer mehr Diebe, die in die Häuser einbrachen. Die Diebe trugen oft Uniform. Deshalb habe ich meinen Laden geschlossen. Du konntest dich ja kaum mehr frei bewegen, weil ständig irgendwo Granaten fielen. Und wenn du dich nicht rechtzeitig versteckt hast, haben dich die Rekrutierer mitgenommen. Im Mai 2024 klopfte es an meine Wohnungstür. Das waren die Joint Forces. Sie sagten, ein Scharfschütze sei auf dem Dach, aber da war kein Scharfschütze. Sie nahmen mich einfach mit. Ich glaube, weil meine Hautfarbe eine hellere war. Sie verdächtigen alle Männer mit hellerer Hautfarbe, Unterstützer der RSF zu sein. Ständig verhafteten RSF und Joint Forces junge Männer in der Stadt, um sie zu zwingen, mit ihnen zu kämpfen.
Sie warfen mir einen Sack über den Kopf und fesselten mich, fuhren mit mir zum Flüchtlingslager Supercamp. Dort hatten sie ihre Basis. Sie schlugen mich blutig. Ihr könnt noch überall am Körper die Narben sehen! Am Abend sperrten sie mich in einen Container. Da waren schon 40 Männer drin. Vierzig in einem Container! Es gab sechs Container dort. In jeden hatten sie Menschen gesperrt. Unser Container hatte nur wenige kleine Löcher in den Wänden, und draußen waren es tagsüber 43 Grad. Morgens ließen sie uns einmal kurz auf die Toilette nach draußen. Mit mir waren viele NGO-Mitarbeiter aus Al-Faschir eingesperrt. Ihnen allen warfen sie vor, die RSF unterstützt zu haben.
Nach ein paar Tagen wurden die meisten von uns krank. Ein paar kollabierten. Es war so heiß. Du konntest nicht atmen. Ich hatte mich mit einem Gemüsehändler angefreundet. Er begann, Blut zu spucken. In seinem Urin war Blut. Er hieß Ismail. Wir klopften gegen die Verriegelung des Containers, und irgendwann nahmen sie ihn mit. Wir haben ihn nie wiedergesehen. Sie sagten, er sei gestorben.
Als sie mich entließen, sagten sie zu mir: Du musst dich bald entscheiden. Entweder kämpfst du für uns oder für die RSF. Ich blieb noch einen Monat in Al-Faschir, dann floh ich. Die RSF schossen jetzt mit ihren 155-Millimeter-Geschützen in die Stadt. Diese Gewalt kannte ich bis dahin noch nicht. Diese Wucht. Im Juni 2024 gelang mir die Flucht.«

Der Erdwall

Mai 2025. Die Front ist dicht ans Zentrum gerückt. Die Hälfte der Stadt ist unter Kontrolle der RSF. Die Miliz hat von den Vereinigten Arabischen Emiraten Luftabwehrraketen geliefert bekommen. Schon Wochen zuvor gelang ihr der Abschuss einer Iljuschin Il-76, eines schweren Transportflugzeugs mit Nachschub für die Armee. Auch der Himmel beginnt sich jetzt für die Belagerten zu schließen. Die Piloten wagen es nicht mehr, zu landen. Sie werfen ihre Fracht aus großer Höhe ab. Das Flüchtlingscamp Zamzam, knapp eine halbe Million Bewohner, zwölf Kilometer von Al-Faschir entfernt, wird von den RSF erobert. Nach UN-Schätzungen sterben dabei mindestens tausend Menschen.

In der Umgebung der Stadt beginnen Bulldozer, eine riesige Wallanlage aufzuschütten. Eine Abfolge von drei Erdwällen, jeder circa drei Meter hoch, davor ein drei Meter tiefer Graben. Die RSF wollen die Stadt noch stärker abriegeln. Später werden Menschenrechtler von einer *»kill box«* sprechen. Bis zum August werden 31 Kilometer des Wallsystems fertiggestellt sein.

Die Finger von Oberst Abdul Asim Abbakr Ibrahim Ahmed, mit denen er die Karte hält, sind mehrfach gebrochen. Nie richtig behandelt, sind die Knochen zu krummen Krallen verwachsen. Er wird von allen »General Abdul Asim« genannt. Er sitzt mit seinen letzten Getreuen auf dem Betonboden seiner provisorischen Unterkunft in Port Sudan, einer Hafenstadt am Roten Meer. Hierhin, 700 Kilometer von Khartum entfernt, hat sich 2023 die Restregierung des Sudan gerettet. Eine staubige Provinzstadt, jahrzehntelang vernachlässigt, jetzt überfüllt mit Flüchtlingen. Der Küstenort ist kaum wiederzuerkennen, verschwindet unter dem Beton eilig hochgezogener Rohbauten, die halb fertig zu absurden Mieten feilgeboten werden.

Der General geht auf die Knie, um die Karte in allen Details zu studieren. Er trägt Uniform, ein olivgrünes Haarnetz, den Kommandantenstab, eine Sonnenbrille, die er im Laufe des Gesprächs abnimmt, einen Spitzbart. Seine Augen sind hart, sein Blick ist gebrochen. Der Blick eines Geschlagenen. Er korrigiert mit Filzstift den Verlauf der Front, so wie er zuvor in Uganda gezogen worden war. »Falsch«, sagt er hier und da. Er ergänzt ihn mit Linien, die tiefer in die Stadt führen. Die Front im Juli 2024. Die Front Ende September 2024. Viertel um Viertel rangen die RSF den Joint Forces ab, rangen sie ihm, Abdul Asim, ab, denn er war es, der einen großen Sektor der Front befehligte. Der 39-Jährige ist einer der wenigen Anführer der Joint Forces, die die Belagerung überlebten.

»Ich habe gegen die Regierung gekämpft, seit ich 14 Jahre alt war. Ich ging schon so jung in die Berge. Wir Zaghawa waren Menschen zweiter Klasse. Ich ertrug die Ungerechtigkeit nicht.
In unserem Viertel in Al-Faschir gab es keine Krankenhäuser, kein fließendes Wasser, keine Schulen. In den Vierteln der Araber gab es das alles. Die Alten haben darunter nicht gelitten, aber wir Jungen haben aufbegehrt.
Ich kämpfe nicht für diese Regierung. Wir haben uns mit ihr verbündet, weil ich nur so unsere Familien schützen kann. Die RSF wollen uns ausrotten. Sie wollen das Land. Ich hatte 3.000 Männer unter mir. Lange haben wir unseren Abschnitt halten können. Wir haben in den Straßen Barrikaden gebaut und uns in den Häusern verschanzt. Wir haben mehr von ihnen getötet als sie von uns. Aber sie bekamen immer wieder Verstärkung, wir nicht. Uns ging die Munition aus. Die Flugzeuge warfen Nachschub ab, aber zu wenig. Wir hatten von allem zu wenig: Gewehrmunition, Mörsergranaten, Raketen. Wir heuerten Schmuggler an. Die Not machte viele in der Stadt zu Schmugglern, sogar Frauen. Sie bestachen die RSF-Posten, oder sie kannten Schleichwege. In der Nacht gingen sie raus. Sie luden Kisten mit Munition und Medikamenten auf Lastenkamele.
Das ging eine Weile gut, aber bald waren die RSF-Posten überall. Es wurde schwieriger, mit den Kamelen durchzukommen. Die Jungs haben dann alles auf dem Rücken getragen. Das, was sich am besten in der Stadt verkaufen ließ: Munition und Mehl. Aber wie viel Kilogramm kann ein Mensch tragen? Viel weniger als ein Kamel. Viele der Schmuggler wurden getötet. Wir begannen zu hungern. Dann haben sie den Wall gebaut. Der Wall stoppte alles. Zum letzten Mal haben wir Munition im September 2025 bekommen. Mit dem Wall hörte alles auf. Wir warteten aufs Sterben. Niemand kam da mehr durch.«

Die »kill box«

Juli 2025. Die RSF verkünden die Bildung eines Präsidialrates, der eine neue Regierung anführt: die »Regierung des Friedens und der Einheit«. Mit Unterstützung des ostlibyschen Diktators Chalifa Haftar besetzen sie die Grenzübergänge zwischen dem Sudan und Libyen. Satellitenbilder zeigen den Ausbau eines Militärflughafens im Südosten Libyens, offenbar zur Versorgung der RSF. Die Miliz hat mehrere Hundert Söldner aus Kolumbien angeheuert, angeblich vermittelt über eine Security-Agentur mit Verbindungen nach Dubai. Die Kolumbianer kämpfen auch in Al-Faschir. Mitte August greifen die RSF von Osten, Süden und Nordosten an. Noch einmal können die Belagerten den Angriff abwehren.

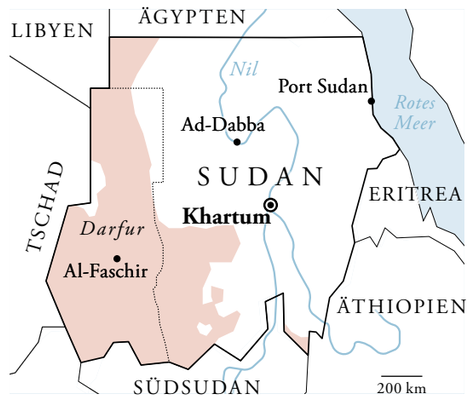
Die Anzüge der beiden Männer sind makellos und fast knitterfrei, aber ihre Gesichter sind abgezehrt. Straff gespannte Haut über Kieferknochen. Sie sind die Leiter der ehemals wichtigsten Krankenhäuser von Al-Faschir. Wir treffen sie in einem Café in der zerbombten Hauptstadt Khartum. Wir sitzen auf Sesseln und Sofas – umgeben von Ruinen. In vielen Trümmern hängt noch der Verwesungsgeruch. Erst vor wenigen Tagen sind die beiden Ärzte hier angekommen, so lange dauerte ihre Flucht über die Berge von Darfur, den benachbarten Tschad und Port Sudan. Ezzeldin Asow, 40, und Mudather Ibrahim Suleiman, 29, verließen die Stadt nur Stunden vor ihrem Fall.

Ezzeldin Asow: *»Wir konnten am Ende nichts mehr tun. Wir hatten kaum noch Medikamente. Wir verbanden die Wunden mit zerschnittenen Moskitonetzen. Ich habe bis zum Juni 2024 das ›Südliche Krankenhaus‹ geleitet. Dann aber kamen die Kämpfe immer näher. Einmal stürmten die RSF sogar unser Gelände. Sie schlugen mich mit dem Gewehrkolben zu Boden und brüllten ›Falangai!‹. So nennen sie uns Dunkelhäutige: Falangai – Sklave. Sie blieben nur einige Stunden, aber ich wusste, wir können hier nicht weitermachen. In einer Nacht haben wir alles evakuiert. Unsere 200 Patienten, auch die Ausrüstung unserer beiden Operationssäle. Wir sind ins Saudi-Krankenhaus gezogen. Das war sicherer, weil es tiefer im Westen der Stadt liegt.«*

Ein Satellitenbild zeigt Zerstörungen in Al-Faschir. Die Stadt bleibt von der Außenwelt abgeschnitten



Foto: Maxar Technologies/Getty Images



Im Sudan kämpft seit April 2023 die reguläre sudanesische Armee gegen die **Rapid Support Forces (RSF),** einen Zusammenschluss arabischer Milizen

Mudather Ibrahim Suleiman: *»Das Saudi ist eine Geburtsklinik, aber am Ende waren wir plötzlich das letzte Krankenhaus in der Stadt. Es war entsetzlich. Verletzte lagen auf den Fluren. Manchmal mussten wir ein Bett mit drei Patienten belegen. An manchen Tagen schlugen 120 bis 140 Granaten in unserer Nähe ein. Im Januar 2025 wurde unsere Notaufnahme getroffen. Dabei starben 70 Patienten und Mitarbeiter. Wir haben die Fenster mit Sandsäcken verbarrikadiert. In den Hof gruben wir sechs Container ein, um sie als Schutzräume zu nutzen.*
Sie griffen uns mit Drohnen an, die manuell gesteuert werden. Sie wussten, was sie tun. Sie haben uns gesehen. Drohnen zerstörten unsere Blutbank und unser Labor. Sie jagten mit ihren Drohnen unsere Rettungswagen. Wir mieteten Esel an und transportierten auf ihnen die Verwundeten. Aber bald jagten ihre Drohnen auch die Esel. Die Verwundeten mussten dann von Menschen zu uns in die Notaufnahme getragen werden. Das dauert lange, auf dem Weg starben viele. Fast jede Woche wurde das Krankenhaus getroffen, und es starben Mitarbeiter. Als die Stadt fiel, arbeiteten mit uns noch 35 Ärzte, Pfleger und Freiwillige.
Wir entschieden uns, zu fliehen. Wir mussten die Verwundeten zurücklassen. Ich habe mich von jedem einzelnen verabschiedet. Ich mag mich daran nicht erinnern. Das war der schlimmste Moment meines Lebens.«

Auf der Flucht wurde Mudather Ibrahim Suleiman von der RSF-Miliz verhaftet, weil man ihn für einen Armeeoffizier hielt, so erzählt er es. Er kam in ein Internierungslager, konnte aber entkommen. Ezzeldin Asow, der zweite Direktor, schaffte es ins Umland, wurde dort von Schmugglern entführt und erst nach Wochen gegen ein Lösegeld von 25.000 Dollar freigelassen.

Wir fragen sie, ob sie das Video kennen, das aus dem Saudi-Krankenhaus stammt und kurz nach dem Fall von Al-Faschir um die Welt ging, als die globale Öffentlichkeit einen Moment lang aufmerksam wurde auf das Töten und Sterben im Sudan. Wir zeigen es ihnen auf dem Handy: ein Raum mit Leichen. Sie liegen aufeinander und nebeneinander. Ein Bewaffneter schlendert herein. »Komm her«, sagt ein zweiter Kämpfer. »Da ist noch einer. Erschieß ihn. Gott ist groß!« Inmitten der Toten sitzt ein älterer Mann aufrecht auf einer Bank. Der Erste sagt zu dem Alten: »Schlaf nicht ein, warum schläfst du?« – »Erschieß ihn!«, sagt der Zweite noch einmal. Eine Salve von Schüssen. Der Alte fällt auf den Boden. »Ist noch jemand am Leben?«, fragt der Erste. Der zweite Bewaffnete geht durch die Reihen der Toten. Von Zeit zu Zeit gibt er einem Körper einen Tritt. »Schlaft nicht ein«, sagt er, »schlaft nicht ein.«

Ezzeldin Asow: *»Ich kannte das nicht. Wir waren so sehr mit unserem eigenen Überleben beschäftigt, und unterwegs hatten wir kein gutes Netz. Oh Gott. Was haben sie getan?«*

Nach Schätzungen wurden im Saudi-Krankenhaus an diesem Tag 460 Patienten samt Angehörigen und medizinischem Personal ermordet.

Das Massaker

25. Oktober 2025. Die letzten Abschnitte des Erdwalls sind fertiggestellt. Er umschließt die Stadt auf einer Gesamtlänge von 57 Kilometern. Satellitenbilder zeigen, dass die RSF ein neues, auffällig schwer gepanzertes Fahrzeug in die Stadt gebracht haben. Es ähnelt einem Mähdrescher mit einem Aufsatz vorne. Damit gelingt es der Miliz, den Minengürtel, der bisher den Westen von Al-Faschir mit der Militärgarnison geschützt hat, zu durchbrechen. Durch diese Schneise gelangen RSF-Einheiten hinter die Positionen der letzten Verteidiger. Diese sehen sich Angriffen von allen Seiten ausgesetzt. Die Stadt steht kurz vor dem Fall.

General Abdul Asim, der Kommandeur der Joint Forces, den wir in Port Sudan trafen: *»Ich war dabei, als sich zum letzten Mal alle Kommandeure im Führungsstab versammelten. Das war nachts um zwei Uhr. Der Gouverneur hatte das Treffen einberufen. Ich glaube, wir waren zu zwanzigst. Wir standen um einen großen Tisch mit all den Karten. ›Könnt ihr eure Stellungen noch zwei Tage lang halten?‹, fragte der Gouverneur. Die Armeeführung in Port Sudan hatte in Aussicht gestellt, dann wieder Munition abwerfen zu können. Aber wir sagten: Es ist vorbei. Wir hatten seit vier Tagen nichts mehr gegessen. Meine Männer waren so hungrig. Wir hatten so viele Verletzte. Wir diskutierten bis in den Morgen und beschlossen, Al-Faschir aufzugeben und in der nächsten Nacht mit unseren Fahrzeugen den Belagerungsring zu durchbrechen.*
Als ich am frühen Morgen zu meiner Einheit zurückkehrte, die den letzten Straßenzug vor der Universität verteidigte, sah ich, dass die Armee nicht mehr da war. Die waren entgegen der Absprache geflohen. Das war das Ende. Jetzt gab es Panik. Allein in diesen Morgenstunden verlor ich über tausend Männer.«

Mit 80 Technicals, Pick-ups mit auf der Ladefläche montierten Maschinengewehren, unternahm er den Durchbruchsversuch. Hinter seinem Konvoi sammelten sich Zehntausende Zivilisten – Frauen und Kinder, die hofften, im Schutz der Kämpfer der RSF-Miliz entkommen zu können. Als Abdul Asim mit seinen Leuten den Wall erreichte, geriet er unter massiven Beschuss. Das Gefecht zog sich bis zum Morgengrauen. Nur wenige Fahrzeuge konnten die Barriere überwinden. Der Konvoi blieb stecken in Feldern ausgebrannter Autowracks. Der Graben wurde zur Todesfalle. Abdul Asim zeigt ein Video: Menschen, die schreiend verbrennen, verkohlte Leichen, Schädel, aus denen noch Flammen schlagen. Nach seiner Zählung schafften es von den 80 Fahrzeugen, mit denen sie die Stadt verließen, nur 22 – darunter seines. Sie retteten sich in die Berge. Von den 3.000 Männern, die er befehligte, starben circa 2.000, sagt er. 300 würden vermisst.

Der General schweigt dann lange, hat Mühe, die Fassung zu bewahren vor all den Männern, die ihn hier in der Wohnung in Port Sudan umgeben, Männern, die ihre Beine verloren, denen Arme fehlen, die sich mühsam auf Krücken zum Abort schleppen, vermutlich ihr restliches Leben lang abhängig sein werden von der Barmherzigkeit anderer. Auch er wurde mehrfach verwundet. Die Finger gebrochen. Eine Hand von einem Splitter aufgerissen. Ein weiterer Splitter riss ihm den Bauch auf. Einer steckt im Kopf, einer im Oberschenkel, knapp oberhalb des Knies. Der General fährt sich über die Augen und setzt die Sonnenbrille wieder auf.

---

26. Oktober 2025. Zivilisten bewegen sich in kilometerlangen Kolonnen in den Schneisen des Militärs. Die meisten versuchen, nach Tawila zu entkommen – einer Stadt 70 Kilometer im Westen. Sie steht unter Kontrolle einer Miliz, die lose mit den RSF verbündet ist, aber in diesem Konflikt größtenteils neutral bleibt. Andere wollen weiter weg, in den Tschad. Wiederum andere hoffen, das Flüchtlingslager Ad-Dabba erreichen zu können, jenseits der Wüste, 770 Kilometer im Norden.

Viele Hände braucht es in Ad-Dabba, um den kräftigen Wüstenwind zu bändigen, der beständig unsere Karte von Al-Faschir in Fetzen zu reißen droht. Die Hände von zwei Schwestern drücken das Papier fest auf den Sandboden. Sie kauern vor ihrem Zelt im Lager und suchen auf der Karte die Spuren ihres alten Lebens. Mawadda ist 18, Manasik ist 16.

Die jüngere Schwester: *»Wir lebten in einem großen Haus in der Nähe des Rindermarktes. Wir wohnten in 16 Räumen und hatten drei Innenhöfe. Sogar die Vögel hatten bei uns einen eigenen Raum. Mein Vater liebte Vögel. Unser Haus war wie ein großer Garten. Überall war es grün und blühten Blumen.«*

25.000 Menschen warten in diesem Camp auf eine neue Zukunft. Sie leben in einer Welt der Zelte, geometrisch streng gegliedert in Reihen und Blöcken. Das Lager ist umgeben von nichts als Sand und Staub und einem ständig wachsenden Gürtel aus Plastikmüll. In großer Eile wurde es im November 2025 errichtet, ausschließlich für die geflohenen Einwohner von Al-Faschir. Der Nil ist nahe, aber die Behörden bauten das Camp weit weg von allen Siedlungen, mitten in die Wüste. Es ist ein Ort der Frauen, wenige Männer schafften es hierher. Sie wurden umgebracht oder verstecken sich noch irgendwo in den Dörfern von Darfur.

Fünfmal hatten Mawadda und Manasik während der Belagerung mit Vater, Mutter, Bruder und einer weiteren Schwester ihr Zuhause wechseln müssen. Aus dem Süden, der bombardiert wurde, flohen sie in den Osten. Weil dort Kämpfe ausbrachen, flohen sie zurück in den Süden. Nach einem Granattreffer, der dort das Haus beschädigte, zogen sie in den Westen. Zum Schluss suchten sie Zuflucht in einer Schule, doch auch die wurde am letzten Tag zur Falle.

Die jüngere Schwester: *»Wir schliefen in den Klassenzimmern. Die ganze Schule war voll mit Familien aus allen Stadtteilen. Als die RSF kamen, brachen sie mit einem Wagen durch das Hoftor. Sie schossen in die Luft. Sie riefen, jeder solle sich auf den Boden legen. Sie haben einige von denen erschossen, die das nicht schnell genug taten. Sie haben Kinder erschossen, die nicht aufhörten zu schreien. Ich habe das gesehen. Ich habe tote Kinder gesehen. Einige waren noch ganz klein.«*

Die ältere Schwester: *»Wir versteckten uns in unserem Klassenzimmer. Aber sie fanden uns auch da. Sie stahlen unseren Schmuck. Unser Geld. Unsere Telefone. Sie brüllten die ganze Zeit. Ihre Gesichter waren vom Wahnsinn verzerrt. Sie waren wie rasend. Ich träume noch heute von ihren Gesichtern. Die Schule heißt Al-Ittihad-Highschool, und das Klassenzimmer heißt Mihera. Das ist der Name einer berühmten Frau in der Geschichte des Sudan.«*

Die jüngere Schwester: *»In dem Klassenzimmer gab es noch eine andere Gruppe junger Frauen. Die Männer sahen sie, bevor sie uns sahen. Sie hielten sie fest. Sie fassten sie an. Wir rannten nach draußen. Die Frauen schrien um Hilfe. Wir hörten sie von draußen. Sie schrien lange, ich weiß nicht mehr, wie lange. Als es vorbei war, holten die RSF-Kämpfer Gefangene von draußen und zwangen sie, die Frauen ins Freie zu tragen. Ich kann mich erinnern, dass es zehn Frauen waren. Die Frauen waren tot. Sie waren blutverschmiert. Die Gefangenen mussten sie auf der linken Seite des Schulhofs beerdigen. Auf der rechten Seite begruben sie die getöteten Männer. Danach wurden die Gefangenen gezwungen, auf einen Lastwagen zu klettern. Niemand weiß, was aus ihnen wurde. Niemand hat sie je wiedergesehen.«*

Die ältere Schwester: *»Wir konnten gegen zehn Uhr abends fliehen. Wir rannten aus der Stadt. Mein Vater, meine Mutter, mein Bruder und wir Schwestern. Wir liefen über offenes Land. Ich kann mich erinnern, dass wir in dieser Nacht an Bäumen vorbeikamen, in denen Frauen und Kinder hingen. Das waren große Baobabs. Die Frauen und Kinder hatte man an ihren Kleidern und Tüchern an den Ästen aufgehängt. Ich weiß nicht, wer sie getötet hat und wer die Toten waren. Ich habe viele Bäume mit Erhängten gesehen.«*

Die jüngere Schwester: *»Wir hatten Angst vor dem Erdwall. Wir wussten, wir müssen ihn überqueren. Als wir näher kamen, sahen wir überall ausgebrannte Autowracks. So viele Tote. Je näher wir kamen, desto mehr Tote sahen wir. Am Wall hatten die RSF einen Kontrollposten. Dort trennten sie unseren Vater und unseren Bruder von uns. In einer Reihe mit anderen Männern mussten sie sich hinlegen. Sie haben alle jungen und mittelalten Männer aus der Menge gezogen. Die Milizionäre schrien sie an: ›Falangai! Sklave!‹ Sie zwangen sie, wie Ziegen zu meckern. Sie haben gelacht. Sie haben die Männer erschossen. Mein Vater hieß Ahmed Adam Musa Mohamed. Unser Bruder hieß Sabri Ahmed Adam Musa. Er war erst 20. Sie haben unseren Vater und unseren Bruder erschossen.«*

Am Ende einer Odyssee haben es die Schwestern mit ihrer Mutter und einem Onkel nach Ad-Dabba geschafft. Erst vor anderthalb Monaten sind sie hier angekommen. In diesem Lager sprechen wir mit einem Dutzend Frauen. Frauen, die verletzt, die vergewaltigt wurden, Frauen, deren Männer umgebracht, deren Kinder getötet oder im Chaos von ihnen getrennt wurden und am anderen Ende der Wüste landeten, Hunderte Kilometer entfernt.

Abdul Asim Abbakr Ibrahim Ahmed, Verteidiger von Al-Faschir, mit drei Getreuen in der Hafenstadt Port Sudan



Foto: Johanna Maria Fritz für DIE ZEIT

MIT 3.000 KÄMPFERN WAR ER IN DER STADT EINGEKESSELT. DER GENERAL SAGT: »WIR WARTETEN AUFS STERBEN«

Lokale Hilfsorganisationen verteilen Reis und Gemüse im Camp. Es gibt eine kleine Klinik, aber nur wenige Medikamente. Die Angst vor der Cholera kursiert. Die Frauen sind nach wie vor Gewalt ausgesetzt. Jede Woche komme es zu Vergewaltigungen, sagen Psychologen, die hier im Auftrag von Hilfsorganisationen arbeiten. Geschlechtskrankheiten grassieren. Und auch vor den RSF sind die Frauen nur bedingt sicher. Mehrfach hat die Miliz versucht, hierher vorzustoßen. Immer häufiger erreichen ihre Drohnen auch Ad-Dabba.

Die jüngere Schwester: *»Ich habe so viele Pläne für mein Leben. Ich gehörte immer zu den fünf Besten in meiner Klasse. Ich habe drei Auszeichnungen bekommen: für besondere Höflichkeit, für mein Englisch, für besonderen Gemeinschaftsgeist. Ich liebe es, zu lernen. Soll ich euch meine Pläne erzählen? Also, ich würde gerne in China Medizin studieren. Ich möchte nach Mekka. Ich träume davon, Fußball spielen zu können. Als Stürmerin. Ich liebe es, wenn ich angefeuert werde. Ich liebe Fußball, wir haben das oft auf der Straße gespielt. Und ich träume davon, einmal auf einem Pferderücken zu sitzen.«*

März 2026. Die Stadt scheint so gut wie verlassen. Auf den Marktplätzen wächst hohes Gras. Das zeigen Satellitenaufnahmen. Gras wächst in den Seitenstraßen und in den Innenhöfen der Wohngebäude. Al-Faschir, vor ihrem Fall die bedeutendste Metropole in Darfur, wurde zur Geisterstadt. Der Krieg ist weitergezogen in den Süden des Sudan. Die Armee und die RSF-Miliz kämpfen um Städte, die Dilling heißen, Kadugli, El Obeid. Auch dort sind Hunderttausende auf der Flucht.

Im tief verschneiten New Haven an der Ostküste der USA ordnet Nathaniel Raymond die mittlerweile halb zerrissene Karte von Al-Faschir auf seinem Küchentisch. Ein Blizzard ist in den letzten Tagen über die Gegend hinweggefegt und hat sie mit meterhohem Neuschnee bedeckt. Raymond, 48, leitet das Humanitarian Research Lab an der Universität Yale. Über Jahre hinweg hat er ein Team aufgebaut, das sich auf die Auswertung von Satellitenaufnahmen spezialisiert hat, um Menschenrechtsverletzungen zu dokumentieren. Ursprünglich wurde seine Arbeit finanziert vom Schauspieler George Clooney, dann vom US-Außenministerium, jetzt kommt das Geld von privaten Sponsoren. In den 18 Monaten, in denen Al-Faschir belagert wurde, hat Raymond alle acht Tage einen Bericht über die Lage in der Stadt veröffentlicht – bis heute insgesamt 67.

Er, das Haar zerzaust, in Karohemd und Cordhose, erzählt am Küchentisch von den Massakern, die sie lange vor Al-Faschir dokumentierten, begangen von den RSF in anderen Teilen Darfurs, in Dschunaina, in Misterei, in Ardamata. Aus dem Weltall beobachteten sie, wie die Miliz dann auch Konvois Richtung Al-Faschir schickte, mit Truppen, mit Waffen. »Wir sahen es kommen.« Sie berichteten der Welt vom immer intensiver werdenden Beschuss der Stadt. Mit Hilfe der Wärmesensoren von Nasa- und Esa-Satelliten scannten sie die Bilder auf Brandspuren. Sie vermaßen die Ausmaße ascheschwarzer Schatten, die sich im Laufe der nächsten Monate ausdehnten. Ganze Nachbarschaften lösten sich in ihnen auf.

Fast schon brüllt Raymond, wenn er spricht. »Wir haben immer wieder gewarnt, dass es zu einem Genozid kommen könnte.« Anfang 2024 trennten sie sich vom US-Außenministerium, weil es beharrlich ihre Warnungen ignoriert habe – aus politischen Gründen, erklärt Raymond. 2024 schlossen die USA noch unter Joe Biden mit den Vereinigten Arabischen Emiraten eine Militärpartnerschaft. Kurz zuvor hatte Raymonds Team nachgewiesen, dass die RSF Al-Faschir mit schweren Geschützen beschossen, die sie allem Anschein nach von den Emiraten bekommen hatten. Die Herrscher am Golf bestreiten vehement, die RSF zu unterstützen, aber längst ist es vielfach bewiesen: Die Emirate liefern Waffen, die die Miliz mit Gold bezahlt. Die RSF kontrollieren einige der reichsten Goldvorkommen der Welt.

Ohne die Unterstützung ausländischer Staaten wäre der Krieg vermutlich längst nicht so blutig geworden. Sie alle haben Interessen: Ägypten, das die sudanesische Armee unterstützt, will das Wasser des Nil kontrollieren. Äthiopien nutzt die RSF offenbar, um den Sudan daran zu hindern, seinen Feind Eritrea zu unterstützen. Haftar, der Diktator in Ostlibyen, will mithilfe der RSF seine Position in Gesamtlibyen stärken. Die Ukraine schickt Spezialisten, die den Drohnenpiloten der Armee assistieren, um die Kriegskasse Kyjiws aufzubessern. Russland verdient mit seinen Söldnern offenbar auf beiden Seiten der Front.

Die Analysten in Yale sind auf die Aufnahmen kommerzieller Satelliten angewiesen, die eine deutlich geringere Auflösung haben als Satelliten, die das Militär nutzt. Sie würden gerne mehr sehen, aber noch immer sehen sie genug. Nach dem Fall von Al-Faschir fielen ihnen an vielen Orten der Stadt dunkel verfärbte Areale auf – Blutlachen. So viel Blut war vergossen worden, dass es aus 700 Kilometer Höhe noch zu erkennen war. Sie vermaßen die Ausdehnung dieser Blutspuren. Sie beobachteten, wie in den Tagen danach Tausende Leichen verbrannt, wie quer über das Stadtgebiet Massengräber ausgehoben wurden.

»Es hätte nicht so kommen müssen«, sagt Raymond. »Diese Menschen könnten noch am Leben sein.« Von den UN, deren Sicherheitsrat er berät, hatte er gefordert, Blauhelme nach Al-Faschir zu entsenden. Schon einmal, im Sommer 2024, hatte eine UN-Resolution den RSF für drei Wochen Einhalt geboten, Dubai habe dabei seinen Einfluss auf die Miliz geltend gemacht, sagt Raymond. Bis zu 150.000 Menschen hätten die Kampfpause für die Flucht genutzt. Doch die Resolution zog keine weiteren Konsequenzen nach sich, und das Morden ging weiter.

Weder von der US-Regierung noch von der deutschen Regierung ist bekannt, dass sie ernsthaft Druck auf die Vereinigten Arabischen Emirate ausgeübt hätten. Friedrich Merz sprach bei seinem Besuch im Februar 2026 in Abu Dhabi öffentlich viel von Investitionen und sicherheitspolitischen Gemeinsamkeiten, aber erwähnte Al-Faschir nicht. Er drohte nicht mit Sanktionen. Er gab offenbar den Arbeitsplätzen in Deutschland den Vorzug. Einer der größten Massenmorde der jüngeren Geschichte wird so zur diplomatischen Nebensache. Der Name Al-Faschir steht in einer Reihe mit Srebrenica in Bosnien, Kigali in Ruanda und Mariupol in der Ukraine, und doch bemüht sich die Welt, diesen Namen rasch wieder zu vergessen.

»Wir haben unser Team mental darauf vorbereitet. Viele davon sind ehemalige Studenten von mir. ›Ihr schaut jeden Tag auf die Bilder, ihr seht, was kommt. Und ihr werdet es nicht verhindern können.‹ Das habe ich ihnen gesagt. Ich bin so wütend. Ich bin die ganze Zeit so wütend, weil ich hinschaue. Wir haben der internationalen Gemeinschaft alle Informationen gegeben, um einen Genozid zu stoppen. Aber trotzdem ist es geschehen.«

Am Morgen vor dem Fall von Al-Faschir lebten nach Schätzungen der UN circa 250.000 Menschen in der Stadt. Nur noch 27.000 waren es am Tag danach. Das berichten lokale Aktivisten. 100.000, so haben UN-Agenturen gezählt, gelang die Flucht. 50.000 gerieten in RSF-Gefangenschaft. Das behaupten Quellen, die der Armee nahestehen. Zu den meisten der Inhaftierten gibt es keinen Kontakt. Von den übrigen 73.000 Menschen, die bis zu diesem Tag in Al-Faschir gelebt haben, fehlt seither jede Spur.